

An der G zum »An

Mission ist - vielleicht überraschend - alles andere als ein randständiges Thema. Die vielen Adaptionen von Missionsgeschichten in Literatur und Film zeigen Mission als Parade-Narrativ des Widerstreits menschlicher Perspektiven.

Mission in Literatur und Film hat Konjunktur, nicht nur in den „großen“ Filmen wie Martin Scorseses „Silence“ (USA/Mexiko/Taiwan 2016) oder in „The Mission“ von Roland Joffé (GB 1986, dt. Titel: Mission). Auch in unbekannteren Filmen und Büchern wird Mission Thema: mit Missionar*innen mal in Haupt-, mal in Nebenrollen und meist mit einem – wie auch immer gearteten – Verhältnis zu Themen des Kolonialismus und der Begegnung mit dem „Anderen“.

Mission Neudeutung

Doch was veranlasst einen zeitgenössischen Autor wie etwa Michel Faber dazu, in „Das Buch der seltsamen neuen Dinge“ (engl. 2014, dt. 2018) einen „klassischen“ Missionsplot wiederaufleben zu lassen, indem die Figur Pastor Leigh in die Kolonie auf dem Planeten Oasis reist, um die dort ansässige indigene Bevölkerung zu missionieren? Was motiviert die BBC dazu, ein Remake des über 70 Jahre alten Films „Black Narcissus“ (GB 1947,

dt. Titel: Die schwarze Narzisse) von Michael Powell und Emeric Pressburger als Mini-Serie zu drehen, der die Geschichte einer Mission im Himalaya mit verrückt werdenden Nonnen erzählt (Black Narcissus, GB 2020, dt. Titel: Nonnen im Himalaya, Charlotte Bruus Christensen)? Die Antwort darauf ist vielschichtig. Vermarktungsinteressen sind verflochten mit historischen und soziopolitischen Entstehungshintergründen sowie dem historischen Geschehen, auf dem die Plots aufbauen. Mission wird oftmals in einem sehr komplexen und ambivalenten Spannungsfeld inszeniert. Und natürlich orientiert sich die Art und Weise, wie „Mission“ dargestellt wird, nicht in erster Linie an missionshistorischen und missionstheologischen Kriterien und Interessen. Wer sich mit Mission in Film oder Literatur befasst, muss sich darüber im Klaren sein, dass es sich bei der künstlerischen Aneignung des Themas um eine Übersetzung handelt. Wobei diese Übersetzung nicht einen rein äußerlichen, ästhetischen Prozess darstellt, sondern das Thema Mission auf ein bestimmtes Publikum hin und in

renze deren«

eine bestimmte Zeit hinein aktualisierend neu deutet. Da Filme und Romane ein größeres und vielfältigeres Publikum erreichen als theologische Bücher oder gar missionshistorische Spezialliteratur, prägt das cineastisch und literarisch vermittelte Bild von Mission das Verständnis und Image von Mission in der Breite der Bevölkerung mehr als die Fachliteratur.

Das Eigene im Spiegel des Anderen

Das übergeordnete Thema der meisten Filme und Romane, die Mission thematisieren, ist die Begegnung mit der*dem „Anderen“. Dabei wird immer auch zugleich ein Bild über das „Eigene“ vermittelt. Ein Beispiel ist wiederum „The Mission“: Dieser im Vorfeld des 500-jährigen Gedenkens der Eroberung Lateinamerikas (1492) erschienene Film hebt Mission bewusst von der Gewalt des Kolonialismus ab. Statt Gewalt bringen die Jesuiten der indigenen Bevölkerung Wertschätzung entgegen. Angesichts des im Epilog erwähnten anhaltenden Kampfes der indigenen Bevölkerung Brasiliens für ein Recht auf ihre Kultur und ihr Land gewinnt diese Wertschätzung sogar aktuelle politische Bedeutung. Kritischen Zuschauer*innen, die heute zunehmend von postkolonialen und critical-whiteness-Theorien geprägt sind, entgeht allerdings nicht, dass diese Wertschätzung gleichzeitig verbunden ist mit klassischen kolonialen Stereotypen. Die sogenannten

„Indigenen“ werden als „edle Wilde“ und Opfer, die Missionare hingegen als handlungsfähige Akteure, Retter und Schützer der indigenen Kultur vor dem raubgierigen westlichen Kapitalismus dargestellt. In einer Schlüsselszene spielt ein indigener Junge vor Repräsentanten der europäischen Kolonialmacht auf der Geige eine europäische Melodie. Hier wird das koloniale Bild des unschuldigen und dank der Mission allmählich zivilisierten indigenen Kindes reproduziert. Letztlich ist, so dieses koloniale Narrativ, die*der Indigene immer ein Kind. Der Film bleibt also trotz bzw. wegen seiner Xenophilie in binären eurozentrischen Denkmustern verhaftet, in denen der*die Andere weiterhin zum Objekt westlicher Fürsorge und Wissensmacht gemacht wird und mithin die Folie darstellt, vor der sich die westliche Kultur als höherwertige abgrenzt.

Eine weibliche und protestantische Variante dieser Stereotype, die allen „white-saviour“-Träumen Tür und Tor öffnet, bietet „Die Herberge zur sechsten Glückseligkeit“ (The Inn of the Sixth Happiness, USA 1958) von Mark Robson an. Eine unerfahrene britische Missionarin, gespielt von Ingrid Bergman, setzt sich nicht nur gegen die Sitte der Fußverkrüppelung bei chinesischen Mädchen ein, sondern rettet 50 Waisenkinder vor den japanischen Besatzern. Der Film basiert auf den Erlebnissen und dem Roman der in China hoch verehrten britischen Missionarin Gladys

Aylward (1902 bis 1970), die sich allerdings vom Film und vor allem von den darin enthaltenen Liebesszenen deutlich distanzierte.

Begrenzte Ähnlichkeiten

Das unterstreicht eine grundsätzliche Tatsache, die in der gegenwärtigen Inflation der Vorbemerkung „Basierend auf einer wahren Geschichte“ in Buch und Film heute sehr aktuell ist: Mission thematisierende und andere Filme, die auf geschichtliche Ereignisse Bezug nehmen, tun dies immer in Gestalt einer mehrfach gebrochenen, „erdichteten Geschichte“ (fictionalized history). Deren Figuren haben mit dahinter stehenden realen Akteur*innen nur begrenzt Ähnlichkeiten. Das gilt etwa auch für Katharina Döblers Roman „Dein ist das Reich“ (Berlin 2021), der keine Geschichte oder Dokumentation der Neuendettelsauer Mission ist, auch wenn die Figuren des Romans historischen Personen nachgebildet sind. Schon indem die Autorin diesen Figuren eine Stimme gibt, weist sie deutend über sie hinaus. Diese Fiktionalität ist nicht mit Märchen längst vergangener Zeiten zu verwechseln, es handelt sich vielmehr um aktualisierende Neuinterpretationen.

Harmonie, Exotik & Abgrenzung

Filme beruhen häufig auf literarischen Vorlagen, oftmals Romanen – also nicht nur auf Originaldrehbüchern. Die Bezugnahme kann dabei in wörtlicher Übernahme von Dialogen geschehen, wie bei „Black Narcissus“. Aber auch ohne wortwörtliche Wiedergabe sind manche Filme sehr direkt mit ihren schriftlichen Vorlagen verbunden. Scorseses „Silence“ etwa beruht auf der gleichnamigen literarischen Vorlage von Shūsaku Endō aus dem Jahr 1966. Nah am Roman „Dune“ von Frank Herbert (1965) orientieren sich auch die bei-

den Verfilmungen von David Lynch (USA 1984, dt. Titel: Der Wüstenplanet) und von Denis Villeneuve (USA 2021). Mit den Harkonnen und den Fremden werden hier unterschiedliche – böse und gute – „Anderere“ konstruiert. Zu der aktualisierenden Neudeutung der Verfilmung aus dem Jahr 2021 gehört, dass die multi-religiösen Einflüsse, die sowohl die schriftliche Vorlage als auch den Film von 1984 prägten, ästhetisiert und politisch scheinbar entschärft worden sind. Vor allem die islamisch markierten Symbole werden in einer orientalen Exotik harmonisiert, die eine Anspielung auf religiöse Konflikte offensichtlich zu vermeiden sucht. Während in vielen Filmen und Büchern mit Mission Grenzen markiert werden, zeigt sich hier eher das Interesse an religiöser Vermischung und Harmonisierung, wobei die Grenze zu den „unmenschlichen“ Harkonnen umso klarer gezogen wird.

Umgekehrte Perspektiven

Die Begegnung mit den „Anderen“ kann auch in Form einer Blickumkehr, einer Inversion, inszeniert werden, bei der das „Eigene“ zum „Anderen“ wird. Beispiele dafür sind Werner Herzogs „Aguirre, der Zorn Gottes“ (D 1972), „Cabeza de Vaca“ (Mexiko 1990, dt. Titel: Die Abenteuer des Cabeza de Vaca) von Nicolás de Echevarría und „El abrazo de la serpiente“ (Kolumbien 2015, dt. Titel: Der Schamane und die Schlange) von Ciro Guerra. Diese Filme brechen nicht nur mit jener Darstellung des „Anderen“, die an moralischer und politischer „Correctness“ und an den Regimen von Toleranz und Multikulturalität orientiert ist. Sie hinterfragen zudem noch grundsätzlicher die Irrationalität und die Gewalt, mit der die einstigen Kolonialmächte, aber auch heutige ressourcengierige Großmächte menschliche und nicht-menschliche Kulturen zerstören. Mit Mission werden also zugleich Themen

wie Ausbeutung, Ökologie, Befreiung oder Selbstbestimmung bearbeitet, wobei solche Filme und Bücher nicht notwendigerweise selbst explizit programmatisch und politisch sein wollen.

Varianten des Scheiterns

Die Inversion impliziert oftmals ein Scheitern der Mission. Den Hintergrund dafür bildet das faktische Scheitern der „civilising mission“ und die Erschütterung des „zivilisierenden“ Selbstbewusstseins europäischer oder nordamerikanischer Kolonialmächte. Mission ist in Buch und Film oftmals Projektionsfläche dieser Erschütterung. Die Transformation des jungen Paters LaFogue in „Black Robe“ (Kanada/Australien 1991, dt. Titel: Am Fluss der Irokesen) von Bruce Beresford bietet ein Beispiel dafür, dass dieses Scheitern höchst ambivalent sein kann. Denn der einst eifrige Jesuitenmissionar im Kanada des 17. Jahrhunderts wirft am Ende, vom Leiden der örtlichen Bevölkerung berührt, seine Rechtgläubigkeit über Bord. Er ist der Missionierte. Doch die Wahrheit des Evangeliums, der Liebe und des Mitgefühls setzt sich am Ende trotzdem und gerade im Scheitern durch.

Es gibt auch komische Varianten des Scheiterns. In dem auf eine historische Figur zurückgehenden Film „Der Missionar“ von Richard Loncraine (GB 1982, The Missionary) soll der aus der Mission in Afrika zurückgekehrte englische Reverend Charles Fortescue im Londoner East End Prostituierte von ihrer Tätigkeit abbringen, erliegt aber am Ende den Verlockungen des Fleisches.

Das Scheitern zeichnet Missionar*innen mal als komische, mal als tragische Figuren. In der Nebenfigur des kränklichen und nicht wirklich überzeugenden Reverend Samuel Sayer in John Hustons „The African Queen“ (USA 1951, dt. Titel: African Queen) wird dies exemplarisch deut-

lich. Der eigentliche Missionar des Films ist ohnehin Charlie Allnutt (Humphrey Bogart), der raubeinige Kapitän und Anti-Held, der anders als Sayer der indigenen Bevölkerung mit Sympathie begegnet. Auch in „The Left Hand of God“ (USA 1955, dt. Titel: Die linke Hand Gottes) von Edward Dmytryk begegnet dieses Motiv der Rollenverdrehung. Auf der Flucht vor chinesischen Soldaten schlüpft Pilot Jim Carmody (wieder Humphrey Bogart) in die Rolle eines Priesters, landet als solcher in einer Missionsstation und agiert dort bei aller Identitätskonfusion interkulturell überaus sensibel. Mission wird in Buch und Film also oftmals als eine Art Gegen Geschichte mit missionskritischer Konnotation, aber auch mit einer eigenen Mission, die auf Humanität hinzielt, erzählt.

Es gibt auch eine deutliche vergeschlechtliche Dimension in der Inszenierung von Mission in Buch und Film. Tsitsi Dangarembga, die 2021 mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnete simbabwische Autorin, zeichnet in ihrer Roman-Trilogie „Aufbrechen“, „Verleugnen“ und „Überleben“ ein sehr kritisches Bild von Mission. Mission verfestigt demnach patriarchale Traditionen und Rollenbilder und befördert die kulturelle Zerrissenheit im Aufeinanderprallen von Tradition und Moderne.

In der Thematisierung von Mission in Film und Roman lassen sich bei allen Unterschieden und Variationen vergleichbare Repräsentationsmuster erkennen. Es sind Erzählungen von Grenzüberschreitungen. Mission ist damit Projektionsfläche eines umfassenden historischen, kulturellen und existenziellen Themenkomplexes, so dass der „Stoff“ für neue Bücher und Filme kaum ausgehen wird.

Claudia Jähnel ist seit 2017 Professorin für Interkulturelle Theologie und Körperlichkeit an der Ruhr-Universität Bochum. Vorher leitete sie bei Mission EineWelt das damalige Referat Mission Interkulturell.